



Antje Bednarek-Gilland

## Fragiler Alltag

### Lebensbewältigung in der Langzeitarbeitslosigkeit

Hrsg. vom Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD

€ 9,80, 116 S., Hannover 2015

creo-media

ISBN: 978-3-9814883-6-4

Betrachtet man die sozialwissenschaftliche Literatur der vergangenen Jahre und vergleicht sie mit der, die Anfang der 1990er Jahre erschien, könnte man den Eindruck gewinnen, Langzeitarbeitslosigkeit sei schon länger kein gesellschafts- und arbeitsmarktpolitisches Problem mehr, über das sich zu publizieren lohne. Auch in den Sozialwissenschaften wird ein Phänomen sichtbar, das auf der gesellschaftlichen Ebene seine Entsprechung findet. Bleibt eine gesellschaftliche Problemlage wie die hohe Zahl der Langzeitarbeitslosen in Deutschland sehr lange ungelöst, scheint es sowohl auf der gesellschaftlichen Diskursebene als auch in der sozialwissenschaftlichen Forschung einen Gewöhnungseffekt zu geben. Stille Resignation auf der einen Seite und auf der anderen Seite ein Wissen darum, dass die wissenschaftliche Beschäftigung mit dieser ‚Verlierergruppe‘ keine wissenschaftlichen Meriten erwarten lässt.

Schon alleine deshalb ist die hier vorgelegte Studie bemerkenswert. Die Arbeitshypothese der Studie war, dass sie davon ausgeht, dass Langzeitarbeitslose „Arten des Umgangs mit der Erwerbslosigkeit erlernt haben, die ihnen den Alltag erträglicher machen und die unter bestimmten Bedingungen Arten der gesellschaftlichen Teilhabe erlauben.“ (S. 7) In einem Projekt „Anerkennen – Ermutigen – Befähigen“ hat die Autorin zwischen 2013 und 2015 zweiundzwanzig Personen zu ihrer Lebensgeschichte interviewt. Die Befragten waren länger als zwei Jahre und größtenteils länger als fünf Jahre arbeitslos. Eine weitere Quelle ist die teilnehmende Beobachtung der Autorin in zwei sozialen Unternehmen mit arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen. Schon ein Blick auf Alter, Qualifikation, Arbeitserfahrung und Herkunftsmilieu macht deutlich, dass das einzig Gemeinsame dieser Gruppe der langfristige Ausschluss aus der Arbeitswelt ist. Die Altersspanne reicht von 26 bis 62 Jahren, die Qualifikationsbreite reicht von fehlender Qualifikation über landwirtschaftliche Hilfskräfte und Facharbeiter bis hin zu Befragten mit Techniker- und Hochschulabschluss. Alle waren irgendwann einmal im ersten Arbeitsmarkt integriert, einige nur zwei, vier, fünf Jahre bis hin zu 25 und 30 Jahren. Die durchschnittliche Dauer der Arbeitserfahrung liegt bei über 16 Jahren. Auch „die Herkunftsmilieus sind relativ heterogen; zwar überwiegt das Arbeitermilieu, jedoch wird deutlich, dass auch aus der Mittelschicht Stammende darunter sind.“ (S. 12) Der Status der Befragten im Befragungszeitraum war unterschiedlich: 14 waren in einer arbeitsmarktpolitischen Maßnahme, 5 ehrenamtlich in sozialen Unternehmen tätig und 3 in einer Beratungsmaßnahme mit starker sozialarbeiterischer Komponente. Der eigentliche Mehrwert der Studie ergibt sich aus den Interviews, die vermutlich auch deswegen so ertragreich waren, weil die Autorin nicht mit der gängigen Defizitsicht in die Gespräche geht, sondern kompetenzorientiert und wertschätzend arbeitet, die Befragten so in einer Art aufschließt, die zu interessanten Erkenntnissen führt.

Im ersten Kapitel „Alltag und die Lebenssituation von Langzeitarbeitslosen“ werden die Wege in die Arbeitslosigkeit nachgezeichnet. Für viele Ostdeutsche war die Wende mit ihren ökonomischen Konsequenzen Ursache ihres Ausschlusses aus dem Arbeitsmarkt, bei westdeutschen Befragten waren Betriebsschließungen der Anlass. Individuelle Gründe wie Sucht oder gesundheitliche Einschränkungen scheinen nachrangig. Für die meisten ist die Erfahrung der Arbeitslosigkeit ein „herber Verlust“ und wird als eine „umfassende Deklassierung“ erlebt (S. 20). Irritierend ist, dass lediglich die eigene Arbeitslosigkeit als unverschuldet eingeschätzt wird. „Gleichzeitig bleibt die Einschätzung erhalten, die anderen Arbeitslosen wären nur faul.“ (S. 21) Dieses Bemühen um Abgrenzung statt Solidarisierung deutet an, welche Wirkungen die gesellschaftliche Stigmatisierung auf die Betroffenen hat. Bei den Einschätzungen zur Tagesstruktur fällt auf, dass Alleinziehende ohne nennenswerte soziale Kontakte eher Gefahr laufen, die Tagesstruktur zu verlieren. Hobbys wie Sport oder Multimediadesign üben 13 der Befragten intensiv aus, wobei hier „die besondere Bedeutung von Gelegenheitsstrukturen deutlich (wird). Diese vervielfachen sich im Allgemeinen, je größer das soziale Netzwerk ist.“ (S. 26) Allerdings erschweren zwei Faktoren die Teilhabe an Netzwerken: Neben der finanziellen Situation ist es „Scham und das generelle Gefühl, nicht dazu zu gehören“ (S. 29). Die Scham ist auch der Grund, warum für Viele der Schritt zur Tafel so schwierig ist. „Ich hab damals überlegt, bist Du wirklich schon so tief gesunken ...“. Die finanzielle Misere zeigt sich auch darin, dass neun der Befragten eine Privatinsolvenz anmelden mussten und damit Teile ihres bescheidenen „Hartz-IV-Satzes“ gar nicht zur Verfügung haben. Die empirisch belegte und bekannte Tatsache, dass Langzeitarbeitslose die Gruppe Menschen darstellt, die den höchsten Prozentsatz gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit auf sich zieht, wird in den Interviews plastisch auf bedrückende Weise erfahrbar. Die Diskriminierungserfahrungen finden sich auf vielen Ebenen, sei es bei der Wohnungssuche, sei es, dass die neue Partnerin von der Hartz-IV-Abhängigkeit erfährt, sei es dass Kollegen sagen, „Kannst dich erst wieder melden, wenn Du kein Hartz-IV mehr hast“ (S. 36), oder die Straßenseite wechseln, um nicht grüßen zu müssen. Auffallend ist, dass nur Männer über direkte Ausgrenzungserfahrungen erzählen.

Die Autorin zieht zum Ende des ersten Kapitels Bilanz, wenn sie den Befragten Kompetenzen zuschreibt. Kompetenzen, „die aus materieller und existenzieller Not heraus entwickelt wurden. Man kann sie wirklich in weiten Teilen, aber nicht nur, als Krisenkompetenzen bezeichnen. Stolz kann man auf Krisenkompetenzen nur in eingeschränktem Maße sein.“ (S. 41)

Im Kapitel 2 zu „Krisen und Schwierigkeiten im Leben Langzeitarbeitsloser“ wird eindrücklich sichtbar, wie auf den ersten Blick bewältigbar erscheinende Schwierigkeiten eine destruktive Kraft entfalten können, die langfristig nicht nur zum Ausschluss aus der Erwerbsarbeit führt, sondern auch gesellschaftliche Ausgrenzung mit sich bringt. So schildert eine Betroffene, die als Naturwissenschaftlerin sieben Jahre in einem Unternehmen in der Forschungsabteilung arbeitet und ihre Arbeit mit einem Promotionsverfahren verbinden kann, wie das Unternehmen in Konkurs gerät, sie aber ohne große Mühe bald wieder eine qualifizierte Arbeit erhält. Im Zuge einer Reorganisation muss sie als „Singlefrau, die zudem noch nicht lange zum Unternehmen gehört“ (S. 51), gehen. Die erfolglosen Versuche, wieder Arbeit zu finden, führen zu einem völligen psychischen Zusammenbruch, von dem sie sich über Jahre nicht erholt. „... da bin ich plötzlich zusammen-

gekracht, ganz einfach. [...] ich spüre mich nicht mehr, ich habe keine Kraft mehr, ich kann nicht mehr denken [...] Ich war überzeugt, dass ich nicht mal mehr Tee kochen kann.“ (S. 50) Besonders irritierend ist der Fall von Frau Schmidt, die 1992 im Zuge der Wende ihre Arbeit nach 16 Jahren verliert. Sie ist mit einem gewalttätigen Schläger verheiratet, findet aber einen Job als Kellnerin, leitet nach einem Jahr die Gaststätte und schafft den Ausstieg aus der Ehe. Die große Krise bei der nächsten Arbeitslosigkeit (Verkauf der Gaststätte durch die Besitzer) wird ausgerechnet von denen ausgelöst, die eigentlich zu ihrer Unterstützung da sein sollten: die Mitarbeiter des Jobcenters. In einer Region, in der es keine freien Stellen gibt, soll sie anfangs 20, später 15 Bewerbungen pro Monat vorlegen. „Eine Job-Center-Mitarbeiterin taucht unverhofft abends bei ihr zu Hause auf, um Angaben, die sie über ihre technische Ausrüstung (PC, TV und Handy) zuvor gemacht hatte, zu überprüfen.“ (S. 55) Da ihre Tochter aus der gemeinsamen Wohnung auszieht, ist die Wohnung nach den Hartz-Vorgaben für sie alleine zu groß. Sie legt mehrere Wohnungsangebote beim Jobcenter vor, die alle abgelehnt werden. Beim Gespräch im Jobcenter verliert sie das Bewusstsein. Es folgt der totale Zusammenbruch: „... ich hab keine Post mehr geholt, ich bin nicht mehr einkaufen gegangen, ich habe keine Türe mehr aufgemacht. Wenn ich das Arbeitsamt gesehen habe, bin ich umgefallen.“ (S. 55) Es ist nicht der einzige Fall, bei dem sich die Vermutung aufdrängt, vorrangige Aufgabe der Jobcenter sei nicht die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, sondern die der Arbeitslosen.

Die dargestellten Fälle machen auf irritierende Weise deutlich, wie anfällig und fragil auch „ganz normale Leben“ werden können.

Im 3. Kapitel „Bewältigung von Krisensituationen“ wird besonders die Bedeutung sozialer und struktureller Ressourcen deutlich. „Letztlich besteht die Chance, durch die Gewährung von Unterstützung, Stärkung, Zeit und stabilen Umgebungsfaktoren eine echte Veränderung für Langzeitarbeitslose in die Wege leiten zu können.“ (S. 81) Den Betroffenen ihre Stärken bekannt zu machen und sie selbstbewusster werden zu lassen, hat aber gelegentlich eine Nebenwirkung. Sie können „weniger systemkonform“ (S. 81) werden und für die Arbeitsverwaltung zu einem Klientel, das sich nicht mehr jede Zumutung gefallen lässt.

Das Kapitel 4 „Arbeitsmarktpolitische Maßnahmen und Ehrenamt – Bedeutung für Langzeitarbeitslose“ kommt zum Fazit, dass Maßnahmen zwar nicht zu einer Verbesserung der Beschäftigungsaussichten beitragen, trotzdem „individuell po-

sitive Wirkungen auf die gesamte Lebenssituation“ (S. 102) besitzen, weil sie soziale Teilhabe ermöglichen. Die Zusammenfassung bündelt nochmal die zentralen Ergebnisse der Studie.

Den Abschluss bilden Handlungsempfehlungen, an denen neben der Autorin noch Ines Nößler und Klaus Kittler mitgeschrieben haben und die wichtige Hinweise für eine verbesserte Arbeitsmarktpolitik liefern und auch deutlich machen, dass es eine gesamtgesellschaftliche Verantwortung gibt, für diese Menschen Gelegenheitsstrukturen herzustellen, damit sie ihre Ressourcen und Fähigkeiten realisieren können.

Das „beschäftigungsorientierte Fallmanagement“, das in den Jobcentern praktiziert wird, fokussiert auf die vermittlungshemmenden Merkmale bei Langzeitarbeitslosen; stattdessen sollten Fallmanager ihre Perspektive auf die Kompetenzen ihrer Kunden richten und Methoden der Kompetenzanalyse beherrschen und anwenden können. Auch die standardisierten Maßnahmen und Angebote der Jobcenter gehen an der Lebenswirklichkeit der langzeitarbeitslosen Menschen vorbei (vgl. S. 112); es braucht flexible Angebote, „die sich an der Bedarfslage der Langzeitarbeitslosen orientieren und auf diese eingehen können.“ Die Forderung, den Sektor der öffentlich geförderten Beschäftigung auszubauen, um Menschen gesellschaftliche Teilhabe zu ermöglichen, wird inzwischen auch von der Kommunalpolitik massiv erhoben, ohne dass bisher gesetzgeberische Reaktionen erfolgen. Auch die seit 2012 geltende Befristung bei Beschäftigungsangeboten ist „geradezu kontraproduktiv, da erreichte Erfolge zunichte gemacht werden.“ (S. 113) Zentral bleibt die Forderung, abschlussorientierte Angebote auszubauen. Die seit Jahren fortschreitende Konzentration der finanziellen immer knapper werdenden Ressourcen auf kurzfristige Qualifizierungs- und Feststellungsmaßnahmen dient niemandem, sieht man von der Entlastung der Haushalte der Jobcenter ab.

Eigentlich schade, dass es nicht zu den Möglichkeiten des Rezensenten gehört, Pflichtlektüren anzuordnen. Für alle, die arbeitsmarkt- oder bildungspolitisch mit der Problematik der Langzeitarbeitslosigkeit zu tun haben und Verantwortung tragen, würde ich dies anordnen, und zugleich das Versprechen einer Perspektiverweiterung abgeben.

#### **Gerhard Reutter**

Dipl.-Pädagoge, bbb Büro für Berufliche Bildungsplanung  
Lehrbeauftragter und Fachbuchautor  
reutter@bbbklein.de